



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Vom Deutschenhaß

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Volke! Er selbst läßt sich durch Anfechtungen wenig stören; er geht mit der heitern Sicherheit des Bewußtseins, das Wohl der Nation zu wollen, dem Ziele zu, das ihm in der Ferne winkt, und er wird es erreichen, denn er muß es erreichen. \*



## Vom Deutschenhaß



aß sich die Deutschen keiner großen Beliebtheit bei andern Nationen erfreuen, wird wohl allgemein zugegeben werden, und wenn man auch mancherlei Gründe dafür vorbringt, lassen sie sich doch meistens auf das unklare Gefühl zurückführen, das auch im Leben der Einzelnen den Ausschlag für Sympathie und Antipathie giebt. Wir mögen sie nicht leiden, sagt schon der Süddeutsche von den Deutschen nordwärts von der Mainlinie; aus dem Munde von Bayern, die sich für gute Deutsche und für Politiker halten, kann man vernehmen, sie seien gegen die Verstärkung der deutschen Seemacht, weil diese wieder nur den Preußen zu gute kommen werde. Was wir an Fremden, z. B. den Engländern, nur zu oft bewundert haben, das rücksichtslos geltend gemachte starke Selbstgefühl, die Anmaßung in der Politik wie im Verkehr, erscheint an Unsersgleichen unerträglich. Und zum größten Unheil haben wir es trotz aller Aufklärung und aller Verträge noch immer nicht zu wirklicher Verträglichkeit und Duldsamkeit gebracht. Da liegt die Schuld offenkundig auf beiden Seiten; man bekümmert sich viel zu gern um das Seelenheil der andern, Mißachtung und Mißtrauen verstärken immer aufs neue die verhängnisvolle Scheidewand zwischen Katholiken und Protestanten, und Angläubige wie Gläubige geben den Fanatikern verschiedner Farben die Gelegenheit, sich in Angelegenheiten, die Sache der Einzelnen sein sollten, verhezend einzumischen. Von einem parlamentarischen Minister in Oesterreich ist das Wort verbreitet worden: Wie sollen wir für einander einstehen, wenn wir einander nicht ausstehen können!

Die Ursachen der unfreundlichen Stimmung, der wir so oft bei unsern Nachbarn begegnen, liegen nicht immer so offen auf der Hand. Ein Staatsmann in den Niederlanden, mit dem ich unlängst über die namentlich auch während des deutsch-französischen Krieges zur Schau getragene Abneigung seiner Landsleute gegen Deutschland sprach, erklärte die Holländer für Thoren, die nicht wissen wollen, daß ihr Feind immer Frankreich gewesen ist, daß noch Louis Napoleon dem Könige Wilhelm eine Teilung des mitunter lästigen Belgien nahegelegt hat — eine Lockung, die man im Haag klugerweise nicht

zu verstehen schien —, während die Regentenhäuser und die Länder Brandenburg und Danien immer im besten Einvernehmen blieben, und daß Deutschland, dem es ja nicht mehr an Häfen mangelt, durch Schädigung Hollands lediglich die Zahl seiner Feinde vermehren könne. Auch ein älterer Herr, der schon den belgischen Krieg als Freiwilliger mitgemacht hatte, gab alle Schuld „den Franzosen.“ Eine Dame wußte jedoch bestimmt, daß Deutschland die niederländischen Kolonien haben wolle. Darüber konnte man nur lächeln, und der Schluß bleibt, daß den Holländern die Pariser besser gefallen als die Deutschen.

In den andern Grenzländern fristet sich offenbar noch der Glaube fort, daß Gott das große Mittelland Europas ausdrücklich geschaffen habe, damit die Nachbarn auf diesem Boden ihre Kriege führen und von seinen Rändern Felsen zur Ergänzung und Befestigung ihres Besitzes herunterschneiden könnten. Solange die Deutschen sich solche Operationen wohl oder übel gefallen ließen, waren sie ganz erträgliche Nachbarn; doch nun ist Deutschland einig und stark und hat sich erlaubt, einige Raubbeute zurückzunehmen: nun sind die Deutschen Ruhestörer, Habgierige, vor denen man sich nur schützen kann durch eine Koalition aller Beeinträchtigten und Bedrohten. Sogar Rußland hat über den einstigen Vasallen zu klagen, der es nach dem letzten Türkenkriege heimtückisch im Stiche ließ. So antwortete ein Russe auf die Frage nach dem Nihilismus ganz trocken, Nihilisten gebe es in Rußland überhaupt nicht, alle Gerüchte darüber habe „der Bismarck“ erfunden. Und kaum ein Vierteljahr später wurde Alexander II. hingeschlachtet! Im Elsaß vollzieht sich die Scheidung der Volksstämme langsam aber merklich, die Juden, die dort noch vielfach das große Wort führen, folgen mehr und mehr dem Zuge ihres Herzens nach Paris oder bequemen sich wieder Deutsch zu sprechen, was sie 1870 plötzlich verlernt hatten, wogegen das Franzosentum in Lothringen wohl lange ein schwer verdaulicher Bissen bleiben dürfte. Die nordschleswigsche Frage ist erst vor kurzem in diesen Blättern gründlich erörtert worden. In Schweden scheint man an Nügen und Vorpommern nicht mehr zu denken.

Über das polnische Reich! Zwar versichern die galizischen Edelleute, sie beabsichtigen nicht mehr die Wiedereroberung Danzigs, allein sie finden und verdienen damit nicht mehr Glauben, als mit der so oft wiederholten Beteuerung, daß sich die polnischen und ruthenischen Bauern unter der Herrschaft der Schlachta höchst glücklich fühlen. Die durch Erweiterung des Wahlrechts endlich zum Worte gekommenen Bauern haben es im österreichischen Reichsrat an greller Beleuchtung ihrer Glückseligkeit nicht fehlen lassen. Das einst von Bismarck so klassisch charakterisierte polnische Landsknechtum ist immer bereit, Schwert oder Feder in den Dienst der Feinde Deutschlands zu stellen; der Staatsmann Beust verschrieb sich eigens aus Paris den Journalisten Klaczko, der sich durch eine Parallele der beiden Kanzler nach Kräften dankbar erwies,

und ein polnischer Minister bewies den besten Willen, das Deutschtum in Österreich mit gebundenen Händen den Slawen auszuliefern.

Daß es so weit kommen konnte, ist wesentlich eine Folge der vielen Schwankungen und plötzlichen Schwenkungen in der innern Politik des Kaiserstaats, und wer die Zusammensetzung und die Führung der deutschfeindlichen Heerscharen ins Auge faßt, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß der erbitterte Kampf vor allem der Hochburg des Protestantismus gilt. Überall sieht man katholische Geistliche eifrigst an der Arbeit, und es ist sicher nicht zufällig, daß der Jesuitenorden, der bei der Gegenreformation in Böhmen, Polen, Innerösterreich, Tirol sich mit so viel Ruhm bedeckt hat, eben jetzt in Österreich so auffallend gehegt und gepflegt wird. Kein Wunder daher, daß die Deutschen zum großen Teil sich Gambettas Losung angeeignet haben: *Le clericalisme c'est l'ennemi*. Indessen kann die Anwendung des Satzes nicht durchweg als glücklich betrachtet werden. Ja, die Gegenreformation hat unendliches Unheil über das Reich gebracht, doch ist das bei diesem Anlaß nicht gut zu machen, und es wäre höchst unpolitisch, Deutsche zurückzuweisen, weil sie Katholiken sind. Damit würde den Feinden nur Wasser auf die Mühle geführt. Ihnen liefern ohnehin unüberlegte Reden und Handlungen der sogenannten Radikalen den Vorwand, alle Deutschen antiösterreichischer, antidynastischer Gesinnung zu bezichtigen, und ihren Glauben wollen sich die Tiroler und Oberösterreicher ebenso wenig wie ihre Kaisertreue rauben lassen. Es ist überhaupt nicht abzusehen, was Herr Schönerer und sein — wie man sagt besonders unter der Jugend sehr bedeutender — Anhang anstreben. Daß ihre stürmischen Liebeswerbungen Deutschland nicht erwünscht kommen, ist natürlich und hinlänglich dargethan; eine neue Auflage der vom Jahre 1848 her berühmten Herrschaft der Wiener „Aula“ ist undenkbar, und so bleibt als Rest des Liebäugelns mit der Kornblume und andern Wahrzeichen die Durchlöcherung der „Gemeinbürgerschaft“ der Deutschen Österreichs. Einig machen konnte sie Graf Badeni, aber einig zu bleiben wird augenscheinlich den Deutschen noch heute so schwer wie vor zweitausend Jahren.

Das Verschulden an den jetzigen beklagenswerten und gefährlichen Zuständen im deutschen Österreich darf also nicht den Regierenden allein aufgebürdet werden. Für fremde Nationen und Nationchen zu schwärmen war ja ein Gebot des Liberalismus. Die Sage von dem Undanke der Deutschen gegen die Polen als Retter Wiens, auch von Anastasius Grün bitter beklagt, geht angeblich noch um, obwohl längst geschichtlich erhärtet ist, daß Johann Sobieski ein willkommener Mitstreiter, aber keineswegs der Held von 1683 gewesen ist. An der thörichten Verherrlichung der polnischen Freiheitshelden trotz der wilden Wirtshaft ihrer Nachkommen von 1846, 1848 usw. krankte ganz Deutschland noch lange. Doch ist weniger erinnerlich, daß deutsche Dichter es möglich gemacht haben, sogar das Tschechentum zu preisen. Moriz

Hartmann und Alfred Meißner führten sich in hussitischem Gewande in die deutsche Litteratur ein, und in einem verschollnen Novellenbuche ihres Zeitgenossen Uffo Horn aus den vierziger Jahren entfinne ich mich einmal eine warme Schilderung des tschechischen Patriotismus gefunden zu haben, der es seinen Anhängern verbot, sich noch der deutschen Sprache zu bedienen. Der neue hussitische Rausch verflüchtigte sich 1849 bald, wenn auch Echtfärbthätig blieben, durch Anfertigung alter Handschriften und falsche Bezeichnung von Kunstwerken Vorstellungen von alttschechischer Kultur und Kunst zu verbreiten. Die Menge fand es ersprießlicher, sich der Germanisation in Ungarn zur Verfügung zu stellen. Damals und später hat sich gezeigt, daß mit den Tschechen auszukommen ist, wenn sie eine feste Hand über sich fühlen. Beamte aus Böhmen sollen dazumal ganz Ungarn überschwemmt und das Regiment der Minister Bach und Thun verhaßt gemacht haben. Vom General Benedek ist oft erzählt worden, er habe als Statthalter von Ungarn einem deutschen Beamten sein Erstaunen darüber ausgedrückt, daß er während seines mehrjährigen Aufenthalts im Lande noch nicht böhmisch (wie man damals sagte) gelernt habe. Dagegen werden Reisende sich erinnern, daß in Prag zu derselben Zeit noch das Deutsche die allgemeine Umgang- und Verkehrssprache war.

Wiederum verdarb der doktrinäre deutsche Liberalismus alles. Unter dem Minister Schmerling wurde die Pflege der Muttersprache in den Schulen eingeführt, und was Kenner der Verhältnisse voraussagten, daß in einem Menschenalter eine ausschließlich tschechische Bevölkerung gezüchtet sein werde, ist pünktlich in Erfüllung gegangen. Nun steht der Hussitismus wieder in voller Blüte, die Deutschen sollen nicht nur in Böhmen, sondern auch in Mähren, in dem österreichischen Schlesien, am liebsten in ganz Österreich ausgerottet werden, der Utraquismus steht nicht mehr in Frage wie 1419, aber mit Ausnahme des Fenstersturzes ist die nationale Kampfweise dieselbe geblieben. Zwar das Gedächtnis des Johann Huß ist bekanntlich fast ausgelöscht worden durch die Verehrung des Johann von Nepomuk, dafür wissen die Tschechen, und zwar sie allein, von einem böhmischen Staatsrechte, das weder von der Wahl des Kurfürsten von der Pfalz noch von der Schlacht am Weißen Berge berührt wird und mit der Zeit wohl an die Stelle des österreichischen Staatsrechts treten soll.

Mit nicht geringerer Brutalität verfolgt die magyarische Minderheit die Vernichtung der deutschen Nationalität wie der slawischen und der rumänischen Nationalität in Ungarn. Im Besitze aller Machtmittel und sich ohne Scheu über alle Schranken des Rechts hinwegsetzend, glaubt die Regierung durch Umtausch der Personen und der Ortschaften alle Bewohner des weiten Reichs in Magyaren verwandeln zu können und scheint es für einen großen Erfolg zu halten, wenn sie mit Hilfe der allbekanntesten Volkszählungsarithmetik wieder eine Zunahme des Magyarentums „konstatiren“ kann. Was bei solchen

Leistungen einer Politik à la Potemkin herauskommen wird, ist abzuwarten, denn das hängt wesentlich auch von der weitem Gestaltung des Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn ab, und es könnte doch ein Tag anbrechen, an dem der alte und nun so kräftig genährte Haß aller nichtmagyarischen Völkerschaften ihren Unterdrückern mit größerer Energie als 1848 den „Großmachtskugel“ austriebe. Welcher Brennstoff von den Kurzsichtigen angehäuft worden ist, das können wir unter anderm aus der altenmäßigen Darstellung in „Deutschtum und Magyarisierung“ von Fr. G. Schultzeiß (München, 1898) und aus dem Aufsatz in Nr. 20 der Grenzboten erkennen. Leider giebt es zur Ergänzung wieder eine beträchtliche Sündenlast des deutschen Liberalismus.

Bis 1848 begegnen wir in der Litteratur nur guter Freundschaft zwischen Magyarern und Deutschen. Diese bewunderten bereitwillig die phantastische Ritterlichkeit, die Reiterkünste, die Redegewandtheit, die Räuberromantik, die feurigen Weine, die Zigeunermusik; die Ungarn ließen es sich gutmütig gefallen, daß die „Schwaben“ wie von altersher Gewerbe, Handel und Ackerbau betrieben, und daß Pester Buchhandlungen die Werke deutscher Autoren druckten, wie z. B. Stifters Studien, belletristische Jahrbücher des Grafen Mailath u. v. a. Erst Kossuth brachte die Lehrmeinung auf, Ungarn gehöre den Magyarern, und sie müßten die Deutschen, Slowaken, Rumänen usw. mit allen Mitteln magyarisieren, um nicht selbst erdrückt zu werden. Den ersten Anhang fand er unter Juden, die stolz darauf waren, Attila und Kalpak (leider nicht auch sofort den Säbel!) tragen zu dürfen und ihre Namen zu übersetzen oder sich doch ein ffy oder csh anzuhängen. Jüdische Journalisten überschwemmten nach Wilagos Deutschland, Frankreich und England, und deutsche Zeitungen gaben sich dazu her, die von den „edeln Flüchtlingen,“ wie Hirschel-Szarvady und Genossen, aus Ungarn datirten Entstellungen und Übertreibungen zu vertreiben. In ihrer Verblendung merkten die Liberalen nicht, daß die Angriffe auf alles Österreichische zugleich das Deutschtum trafen. Ein Fall dieser Art verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Eine im Banat angefessene Dame strengte sich rastlos an, die Bevölkerung dort zu rationellem Betriebe des Wein- und Tabakbaues anzuleiten. Die Ansiedlung von Pfälzern hatte nicht den gewünschten Erfolg, weil die Leute sich zu schwer an Klima und Lebensweise gewöhnten. Deshalb entwarf die Dame, ebenso verständig wie edelmütig, einen andern Kolonisationsplan, wonach Kinder aus Findelhäusern Wiens übernommen, zu Landarbeitern erzogen werden und eine sichere Zukunft erhalten sollten. Der Plan war so einleuchtend, daß die edeln Flüchtlinge in Wut gerieten. Was auf einem einzelnen Landgute geschah, konnte nachgeahmt werden, und dann drohte eine neue friedliche und deshalb umso gefährlichere deutsche Einwanderung. Durch Darstellungen der Verhältnisse in ihrem wahren Lichte konnten sie kaum Eindruck machen; so erklärten sie schamlos, in Ungarn solle ein — Botanybai für Österreich geschaffen werden! Das wurde in

deutschen Zeitungen gedruckt, und die österreichische Regierung, die gerade anfing, mit den Magyaren zu liebäugeln, ließ sich einschüchtern, und das in jedem Sinne wohlthätige Werk mußte unterbleiben! Mehr in das Gebiet des Komischen gehört ein anderer, ungefähr gleichzeitiger Zug. Als auf dem gesamten Erdboden die Vorbereitungen für die Schillerfeier getroffen wurden, fand die Nation, die, wie man sagt, ihren eignen Globus hat, daß man unmöglich einem deutschen Dichter huldigen dürfe, und ein Patriot entdeckte, daß im Jahre 1759 auch ein großer magyarischer Dichter geboren sei, Kazinczy. Der Name genoß allgemeine Unbekanntheit, doch erfuhr man, dessen Träger sei Schauspieler und Übersetzer aus dem Deutschen gewesen, und ein Flüchtling, den ich um die Bedeutung Kazinczys für die ungarische Litteratur befragte, belehrte mich, er verdiene neben Bajadow gestellt zu werden. Und wirklich rettete der ungarische Bajadow sein Vaterland vor der Schmach der Schillerfeier.

Was alles seitdem teils von Österreich zugelassen, teils von Ungarn verübt worden ist, wie man die Militärgrenze preisgab, eine politisch und strategisch hochwichtige Einrichtung, eine Stütze österreichischen Staatsbewußtseins und der deutschen Sprache, — wie deutsche Bildungsstätten aller Art unterdrückt, gehemmt, verkürzt wurden usw. — das darf als bekannter vorausgesetzt werden. Und trotz alledem und alledem wagte auf dem kunstwissenschaftlichen Kongresse zu „Budapest“ 1896 ein Redner aus Wien von der Versöhnung der deutschen mit der französischen Kunstwissenschaft „auf dem Boden der ungarischen Freiheit“ zu faszeln. Solcher Aufmunterung bedarf das Magyarentum umso weniger, seitdem es sich eine Firma nach der Mode der deutschen Buchhändler beilegen durfte: Kossuth Nachfolger. Es steht ja alles, wie der Hochmut der Chauvinisten es sich wünschen kann. Die türkische Justiz ist glücklich über die österreichische, die schreckliche Zeit herübergerettet worden; siebenbürgische Damen, die nach altem Brauch ihrem Könige in Wien die Beschwerden des Landes vortragen wollten, wurden von dem Minister Banffy ab und zur Ruhe verwiesen mit dem Bedeuten, daß nicht in Wien, sondern in Budapest über die Angelegenheiten Ungarns entschieden werde; die jüdischen Konsortien, die jetzt den ganzen ungarischen Handel und Wandel in Händen haben, erfreuen sich schon in der ganzen Welt eines traurigen Rufs, und während es früher hieß, Ungarn sei viel zu arm, um seinen richtigen Anteil an dem Aufwande für die sogenannten gemeinsamen Angelegenheiten zu entrichten, will man heute gar nichts mehr zahlen, weil man Österreich gar nicht brauche.

Seit wann die Deutschen die Ehre haben, auch die Windischen zu ihren grimmigen Feinden zu rechnen, wird kaum genau festzustellen sein. Als das Germanische Museum noch neu war, hatte es auch Gelehrte in Laibach als Mitglieder, 1859 entstand ebendasselbst sogar ein Zweigverein der Schillerstiftung, und die armen Slowenen, die gleich den meisten Südslawen am

liebsten die Weiber für sich arbeiten lassen, erachteten es nicht als entwürdigend, bei deutschen Grundbesitzern in Krain, Kärnten, Steiermark Tagelohn zu verdienen. Die neue Generation aber ist schon so fortgeschritten, daß die Schuljungen das Denkmal des Dichters Anastasius Grün entweihen und — wenn sie in der Mehrheit sind — deutsche Studenten anfallen. Ferner erinnern wir uns gelesen zu haben, daß sich in den Faustkämpfen im österreichischen Abgeordnetenhaus ein Hofrat aus Slowenien besonders ausgezeichnet habe. Als Erwecker der windischen Nation wird ein — Tierarzt namens — Bleiweiß gefeiert.

Gereizt und drangsaliert werden also in Österreich die Deutschen von allen Seiten, aber von Abhilfe ihrer Beschwerden ist nichts zu vernehmen. In einer fremden Zeitung hieß es, das Ministerium befolge die bewährte Methode gewisser Eltern, die, wenn Besuch erwartet wird, die zum Unfug aufgelegten Kinder mit Zuckerbrot bestechen, die andern hingegen ernst vermahnen, artig zu sein wie immer. So hoffe man mit guter Manier das Jubiläumsjahr zu überleben. Und in der That, wer in Wiener Blättern die täglichen Berichte über zahllose Subelfeste beachtet, muß auf die Vermutung kommen, daß sich mindestens die Wiener auf dem Gipfel ihrer Wünsche befinden.



## Die Delagoabucht und Samoa



ie amerikanisch=spanischen Kriegswirren haben das schon vielfach vermutete Einverständnis zwischen den monarchischen Engländern auf den britischen Inseln und deren republikanischen Volksgenossen auf dem amerikanischen Festlande klar dargethan. In Deutschland herrscht gegenwärtig erfreulicherweise ein kräftiger Engländerhaß, und diese Abneigung wird auch auf Amerika übertragen, das ja auch an wirtschaftlicher Rücksichtslosigkeit John Bull noch übertrifft. England hofft natürlich bei dem amerikanischen Raubzug im Trüben zu fischen, indem es dem Bruder Jonathan seine moralische Unterstützung leiht und dadurch das freilich schon ziemlich in Verruf gekommene europäische Konzert stört. Wir haben das zweifelhafte Vergnügen, an zwei Orten mit den verbündeten Angelsachsen zusammenzustößen, wo sie gerade jetzt ziemlich unverhohlene Anstrengungen machen, das bisherige Gleichgewicht zu stören, indem sie unberechtigte Ansprüche erheben.

Die Delagoabucht an der südlichen Küste Ostafrikas ist der Zwischenhafen für den afrikanischen Küstenverkehr zwischen uns im Norden und der Kapkolonie im Süden und zugleich der Zugang zum Meere für die Boeren-